

## 1945 – Die etwas andere „Sommerfrische“ in Schweinsbühl

### Vorbemerkung

Mich als Erzähler – Julius Werner, geb. am 28. 02. 1937 in Wesel am Niederrhein – hat es mit meiner Mutter und Großmutter beim Herannahen der Westfront von Ende Februar bis Ende August 1945 nach Schweinsbühl verschlagen. Hier durften wir ein vergleichsweise ruhiges und teilweise sogar interessantes Kriegsende erleben. Als Neuankömmling verbrachte ich meinen 8. Geburtstag in unserem damaligen Quartier mit dem Namen „Gasthaus und Pension von Heinr. Fingerhut“ (heute: Uplandstraße 1). Während jener Zeit lebten hier Menschen, denen der Krieg bis dahin in unterschiedlicher Weise mitgespielt hatte; die meisten waren „ausgebombt“ und warteten hier das Kriegsende ab, um danach möglichst bald nach Hause zurückzukehren – nicht wissend, wie ihr Leben in der zerstörten Heimat weitergehen werde. Soweit ich das als damals noch sehr junger Beobachter mitbekommen habe, kamen sich diese Menschen unter dem Dach der fürsorglichen Eheleute Fingerhut doch wohl eher als geduldete Langzeitgäste vor, die von ihrer heimatfernen „provisorischen“ Existenz nur wenig Aufhebens machen wollten.

### Warum gerade Schweinsbühl?

Die meisten der hier 1945 in Kost und Logis zusammen lebenden ca. 15 „Sommerfrischler“ waren Familien mit Kindern oder alte Ehepaare, die auf sehr unterschiedliche Weise nach Schweinsbühl gelangt waren. – Die Geschichte meines Weges dorthin stellt sich in meiner Erinnerung folgendermaßen dar.

Durch Vermittlung einer befreundeten Familie – deren Verwandtschaft lebte in dem Forsthaus an der heutigen B 251 in Neerdar – war meine Großmutter bereits im Oktober 1944 in das einzige Schweinsbühler Gasthaus übersiedelt. Inzwischen rückten nämlich die Kriegseignisse, insbesondere die Bombenangriffe, nahe an unsere Heimatgemeinde am Ostrand des Rheinbrückenkopfs und Eisenbahnknotenpunkts Wesel heran. Auch die Aktivitäten einer nahe bei uns stationierten Flakstellung brachten bei Tag und Nacht Stress, dem manche Menschen – so auch meine Großmutter – durch Ausweichen in frontfernere ländliche Gebiete zu entkommen versuchten.

Wie es die Familie des Neerदारer Forsthauses, das auch heute noch eine Revierförsterei ist, fertig gebracht hat, bei den Eheleuten Fingerhut ein Zimmer mit Vollpension auf unbestimmte Zeit für meine Großmutter zu ergattern, weiß ich nicht; auch war von vornherein vereinbart worden, dass meine Mutter und ich zu gegebener Zeit dorthin nachkommen könnten. Bereits Jahre zuvor hatte mein Vater seinen Arbeitsplatz in der RWE-Betriebsverwaltung Wesel mit dem Einsatz „im Felde“ an der Ostfront vertauschen müssen, so dass meine Mutter mit mir – wie fast jede Frau mit Kindern in Schweinsbühl und anderswo – gegen Kriegsende weitgehend auf sich selbst gestellt war.

### Unser Weg nach Schweinsbühl

Anfang Februar 1945 war das Herannahen der Westfront in Wesel sehr deutlich hörbar und sichtbar (der erste vernichtende Luftangriff auf Wesel erfolgte am 16. Februar). Meine Mutter und eine (zuvor in Kleve ausgebombte) Tante verließen am 14. Februar mit insgesamt drei Kindern und der nötigsten Habe unser Haus, und wir gelangten zunächst zu den Eltern der Tante nach Soest. Von dort aus fuhren meine Mutter und ich einige Tage später mit dem Zug bis nach Brilon-Wald, wo die Bahnstrecke nach Korbach wegen einer zerstörten Brücke endete. Dann versuchten wir, mit unsern Fahrrädern in Richtung Schweinsbühl voran zu kommen. Beide Räder waren mit je zwei großen Seitentaschen ausgestattet, und in Rucksäcken führten wir

weitere kleine Mengen von Habseligkeiten und Proviant mit. Die heutige B 251 nach Korbach führte uns zunächst fast ständig bergauf – eben in das Waldecker Upland hinein -, so dass wir trotz des kalten aber sonnigen Februarwetters mächtig ins Schwitzen kamen und die Räder streckenweise schieben mussten.

Da näherte sich von hinten ganz langsam ein Laster, der auf das Winken meiner Mutter hin auch tatsächlich an der Steigung stoppte und uns mitnahm. Wir wurden mit unseren Rädern unter freiem Himmel oben auf die Ladung (tonnenweise Straßenschotter) gepackt. Der Transport sollte nach Korbach gehen, sagten die Fahrer. Wenn wir irgendwo absteigen wollten, sollten wir laut auf das Dach des Fahrerhauses klopfen. Obwohl meine Mutter unser Zwischenziel, nämlich jenes Forsthaus rechts an der Straße, selber vorher noch nie gesehen hatte, muss sie wohl rechtzeitig geklopft haben; jedenfalls wurden wir an der richtigen Stelle von dem Laster herunterbugsiert. Nach kurzer Begrüßung im Forsthaus konnten wir unsern Weg nach Schweinsbühl fortsetzen. Zunächst mussten wir die Räder noch ein Stück weit schieben, aber dann ging es nur noch bergab, bis wir unser Hauptziel an der heutigen Uplandstraße Nr. 1 erreichten. – Meine Großmutter schloss uns in die Arme – glücklich darüber, dass wir dem Frontgeschehen am Niederrhein rechtzeitig und unversehrt entkommen waren.

#### Alltagsleben in der Schweinsbühler „Sommerfrische“

Ich gewöhnte mich schnell an den regelmäßigen Tagesablauf mit den drei Mahlzeiten in der Gaststube (rechts von der Eingangstür). Auch lernte ich rasch drei andere Jungen kennen, die bereits seit einiger Zeit hier lebten – auf den beiden Photos zu sehen -, mit denen gemeinsam ich zunächst bei Frau Franken in der Volksschule (gegenüber unserer „Sommerfrische“) wohl bis März 1945 den Unterricht besuchte. Ansonsten genossen wir Vier viele Freiheiten. Wir konnten ohne Erwachsenenbegleitung das Dorf mit seiner schönen abwechslungsreichen Umgebung erkunden und Geländespiele veranstalten. Dabei erfreute sich bei uns und jenen Schweinsbühler Jungen, mit denen wir uns inzwischen angefreundet hatten, das „Kriegsspielen“ großer Beliebtheit. So krochen wir gern in das Innere der im Dorf an verschiedenen Stellen aufgeschichteten runden Brennholzstapel; aus den „Seh Schlitzten“ dieser Verstecke – wir fühlten uns wie in Westwall-Bunkern – konnten wir den herannahenden „Feind“ mit Peng und Bumm „erledigen“.

Rechtzeitig zu den Mahlzeiten hatten wir gewaschen und gekämmt in der Gaststube zu erscheinen und mit unseren Eltern an den uns zugewiesenen Tischen Platz zu nehmen. Der zeitliche Ablauf dieses Tagesrhythmus für das „Essenfassen“ wurde von den einzelnen Familien wohl durch eigene Wecker auf ihren Zimmern genau eingehalten. War einmal eine Uhr stehen geblieben, so signalisierten knarrende Dielen in den Nachbarzimmern und auf dem Flur, dass es wieder einmal Zeit sei, „nach unten“ zu gehen.

Das trotz aller Versorgungsschwierigkeiten stets um unser leibliches Wohl bemühte Gastwirts-Ehepaar Fingerhut hatte keine leiblichen Kinder. Deshalb lebte die damals wohl 16 bis 18 Jahre alte Ilse als Haustochter in der Familie. Iles Tätigkeitsfelder lagen hauptsächlich im Bereich der großen Küche, aber auch an unseren Tischen in der Gaststube. Gelegentlich, etwa wenn Ilse Eier aus dem Hühnerstall oder Gewürzkräuter aus dem Garten holte, riefen wir vorlauten kleinen Kerle zu ihr herüber: „Ilse, Pils, keiner will se!“. Daraufhin geriet Ilse regelmäßig in Rage und schimpfte laut sowie heftig zu uns zurück. Dieses Ritual wiederholte sich immer, wenn es uns in den Sinn kam, die Haustochter auf diese Weise zu provozieren. Zartfühlend gegenüber der armen Ilse waren wir also damals nicht.

Heute frage ich mich, wie die 1945 weltabgeschiedenen in Schweinsbühl lebenden „Sommerfrischler“ bei ihren Wirtsleuten wohl Kost und Logis beglichen haben mögen. Da kamen ja ganz erhebliche (Reichsmark-)Beträge zusammen! Hatten die Gäste so viel Bargeld bei sich oder ließ sich irgendwo etwas abheben? Bargeldloses Bezahlen derartiger Verbindlichkeiten gab es damals noch nicht. Wohl erinnere ich mich daran, dass meine

Großmutter immer einen „Brustbeutel“ bei sich trug, der u. a. zwei Sparbücher enthielt. Hin und wieder ging nämlich einer der Pensionsgäste durch die Wälder (wegen der Tiefflieger) zu Fuß nach Korbach, „um einige Besorgungen zu machen“. Möglicherweise gab es dort noch funktionierende Geldinstitute, die legitimierten Kurieren aus Schweinsbühl das nötige Bare aushändigten.

„Sie kommen!“

Es dürfte im April 1945 gewesen sein, als sich unter den Erwachsenen eine seltsame Unruhe ausbreitete. Elektrischen Strom (etwa zum Radiohören) gab es immer seltener, und auch Zeitungen kamen kaum noch bis nach Schweinsbühl. Aber Rundfunk und Presse berichteten damals ja ohnehin nicht wahrheitsgemäß über die sich zuspitzende Lage an den Fronten, die ja schon tief im Landesinneren verliefen. So lebte man wohl hauptsächlich vom „Hörensagen“, dem gemäß es eines Apriltages geboten schien, die meisten Häuser außen mit weißen Bettlaken an Stangen zu „schmücken“ – als Zeichen dafür, dass man sich dem nahenden Feind kampfflos ergeben werde. Von deutscher Wehrmacht hatte man schon Wochen lang nichts mehr gesehen, und so erwartete man die baldige Einnahme von Schweinsbühl durch alliierte Truppen – möglichst ohne Kampfhandlungen.

Plötzlich rief jemand laut „Sie kommen!“ durch die (ebenfalls weiß beflaggte) Pension Fingerhut, worauf man sich in die hinten gelegenen Wirtschaftsräume zurückzog. Ein Luftschutzkeller stand wohl nicht zur Verfügung. Man konnte ja nicht wissen: Wenn geschossen wurde, dann doch wohl eher von der Dorfstraße aus. – Für uns vier neugierige Jungen wurde es jetzt natürlich besonders spannend! Wie würden die Eroberer, ihre Waffen und Fahrzeuge aussehen? Was würden sie machen oder befehlen? Wie würden sie mit uns sprechen?

Von der Treppe des Haupteingangs aus sahen wir eine Kolonne mit Netzen getarnter Panzer, die im Schrittempo die Dorfstraße herunter kam. Sie fuhr ebenso langsam an unserer Pension vorbei, ohne anzuhalten, und teilte sich dann auf: Einige Panzer und nachfolgende Fahrzeuge bogen ab in Richtung Deisfeld; ein anderer Teil fuhr weiter dorfabwärts, wohl nach Benkhausen. Danach folgten Panzerspähwagen und Jeeps, die im Dorf an verschiedenen Stellen Halt machten. Die Jeeps waren immer in Bewegung und erkundeten die Dorfumgebung bis in die Wälder hinein. Die langen Antennen an allen Fahrzeugen deuteten darauf hin, dass alle mit allen ständig im Funkkontakt standen.

Es fiel kein einziger Schuss, Tiefflieger gab es auch nicht mehr, und an jenem Apriltag wie auch in den ersten Wochen danach hat meines Wissens kein einziger amerikanischer Soldat unser Gasthaus betreten. Die Erwachsenen hockten im Haus weiterhin zusammen – der Dinge harrend, die da kommen würden. Uns weiterhin neugierigen „Blagen“ wurde wohl zur Beruhigung gesagt, amerikanische Soldaten täten deutschen Kindern nichts Böses, und wenn uns einer anspräche, sollten wir nicht weglaufen.

Derart ermutigt, wagten wir in den nächsten Tagen erste vorsichtige Erkundungen außer Hause, deren Erkenntnisse wir den Erwachsenen berichteten. So stellten wir fest, dass sich die Amerikaner in großer Zahl in dem zentral gelegenen Gehöft Zölzer einquartiert hatten. Alles stand voller Fahrzeuge; es wurde gekocht und gewaschen, gelacht, geraucht und getrunken. Allen Lärm übertönte ein draußen aufgestelltes großes deutsches Radio, das wahrscheinlich der Familie Zölzer gehörte und nun der amerikanischen Armee diente. Die daraus ertönenden Stimmen und die Musik waren uns Kindern völlig fremd; „American Forces Network“ (AFN) hatte bereits starke Sender installiert, die hier empfangen werden konnten. Diese neuartigen Klänge – von den Erwachsenen abschätzig als „Negermusik“ bezeichnet – sollten im gerade entstehenden „Trizonesien“ von nun an überall zu hören sein. Besonders beeindruckte uns, dass die Soldaten das Radio spielen- und die Lampen der Hofgebäude Tag und Nacht leuchten lassen konnten, obwohl kein Strom da war. Aber ständig laufende Generatoren auf Anhängern machten das möglich.

A propos „Neger“: Wir Kinder sahen hier zum ersten Mal farbige Soldaten. Nachdem wir uns an deren Anblick gewöhnt hatten, merkten wir schnell, dass gerade diese Menschen uns schüchternen Jungen mit großer Freundlichkeit begegneten. So gaben sie uns mal ein Stück Schokolade, mal eine Apfelsine oder ein paar Kaugummis. Wenn wir dann kauend in unser Gasthaus zurückkamen, erregten wir den Unmut insbesondere meiner Großmutter. Auch wenn wir stolz berichten konnten, wieder einmal in einem offenen Jeep mitgefahren zu sein, waren unsere Erziehungsberechtigten davon keineswegs begeistert.

#### Schweinsbühl nach dem Kriegsende

Einige Zeit nach der Kapitulation hat die Militärregierung der amerikanischen Besatzungszone angeordnet, allen Erwachsenen neue Ausweispapiere auszustellen. In Schweinsbühl war unsere (ausgeräumte) Gaststube für diese Aktion ausersehen worden. Nun kamen wohl erstmalig amerikanische Soldaten ins Haus, die – assistiert von zwei dolmetschenden deutschen Hilfskräften – diese Aktion durchführten. Also standen die Schweinsbühler (unter Einschluss aller Zugereisten und Sommerfrischler) bei uns Schlange, um ihre neuen englisch-deutschen Ausweispapiere mit einem dunkelblauen Fingerabdruck zu beglaubigen. Danach liefen die Erwachsenen noch Tage lang mit blauen Zeigefingerkuppen herum.

In diesen ersten Nachkriegswochen ohne die Gefahr von Bombenwürfen und Beschuss durch Tiefflieger unternahmen die Erwachsenen manches, zu dem ihnen vorher der Mut gefehlt hatte. Herr Fingerhut brachte mit Pferd und Wagen Dünger auf seine Felder. Auch wurden die Brennholzvorräte aufgefüllt, wobei wir mitfahren- und etwa beim Aufschichten helfen durften.

Meine Mutter hatte gehört, dass es in Usseln einen Schuster geben solle, der noch Material habe, um durchgelaufene Schuhsohlen zu erneuern. Auch helfe er von weither gekommenen Kunden für Reichsmark und gute Worte ohne große Wartezeiten. So machten wir einen Tagesausflug nach Usseln, und siehe da: Abends waren wir mit neu besohlenen Schuhen erschöpft aber glücklich in Schweinsbühl zurück.

Im „Saal“ (links neben dem Eingang) unseres Gasthauses lebte ein altes Ehepaar mit seinen beiden schönen Töchtern, Cordula und Lisbeth, die damals wohl 16 bis 18 Jahre jung gewesen sein mögen. Irgendwie waren zwei amerikanische Soldaten vom benachbarten Gehöft Zölzer auf die Beiden aufmerksam geworden und unternahmen von der Dorfstraße aus eindeutige Annäherungsversuche, allerdings ohne dabei das Gasthaus zu betreten. Nachmittags etwa um 17 Uhr fuhren sie mit ihrem Jeep vor, machten sich akustisch bemerkbar und reichten allerlei Köstlichkeiten durch die offenen Fenster in den Saal hinein. Das Werben zeigte Erfolge: Die Schönen kamen heraus und ließen sich im offenen Jeep durch das Dorf kutschieren. Zwar war das den Eltern, die ihre Töchter nur höchst ungern und mit den strengsten Verhaltensmaßregeln zu diesen „dates“ ziehen ließen, keineswegs recht. Sie jedoch mit der militärischen Besatzungsmacht anzulegen, erschien aber doch allzu riskant.

Wir vier neugierigen Knaben hatten bald spitz gekriegt, dass der Jeep während dieser Nachmittagsstunden häufig am Verlobungsweg (den es ja noch heute gibt) geparkt wurde und die Herren mit ihren Damen – im dichten Unterholz auf Decken sitzend oder liegend – Wohlschmeckendes zu sich nahmen und rauchten. Über das, was wir aus unseren Verstecken sonst noch aus sicherer Entfernung glaubten beobachtet zu haben, machten manche Erwachsene Bemerkungen, die wir damals noch nicht recht verstanden...

Eines Tages, als die beiden Soldaten wieder in bekannter Absicht vorfuhren, rief Dieter, der Ältteste und Mutigste von uns Vieren, aus einem Fenster „They are engaged!“, ohne dabei gesehen und erkannt zu werden. Dieter (der große Junge mit der Mütze; vgl. die beiden Photos) hatte auf dem Gymnasium schon etwas Englisch gelernt und beeindruckte uns drei Jüngere mit diesen Kenntnissen natürlich sehr. Ob der Hinweis auf

bestehende Verlobungen von den besorgten Eltern zum Schutz ihrer beiden Töchter ersonnen worden war oder ob diese Aktion einen Scherz von Dieter darstellte, lässt sich nach 7 Jahrzehnten nicht mehr klären; auch ist über die Wirkung dieser Aussage auf die beiden militärischen Freier nichts bekannt.

Plötzlich fanden diese interessanten nachmittäglichen Aktivitäten ein unerwartetes Ende: Die Armee-Einheit wurde aus Schweinsbühl abgezogen und durch andere Soldaten ersetzt. – Etwa Ende Juni 1945 teilte der Vater von Cordula und Lisbeth, ein Bergmann im Ruhestand aus dem Saarland, der verblüfften Hausgemeinschaft mit: „Bald fahr´mer hemm!“. In der Tat: Kurz darauf brachte Herr Fingerhut die Familie mit dem Fuhrwerk zu einer offenbar weiter entfernten Bahnstation – es könnte wiederum Brilon-Wald gewesen sein. Nach etlichen Stunden war Herr Fingerhut mit dem Gespann zurück – und hatte die vier Saarländer immer noch bei sich! Der Zug war nicht gekommen oder nicht gefahren; jedenfalls konnte die Heimreise nicht angetreten werden. Einige Tage oder Wochen später wurde die Parole „Jetzt fahr´mer hemm!“ – wiederum mit Hilfe von Herrn Fingerhut und seinem Fuhrwerk – endlich wahr.

#### Unser Heimweg nach Wesel

Die nächste „Operation Heimfahrt“ betraf meine Großmutter, meine Mutter und mich. Aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft entlassen, kam mein Vater – sehr abgemagert, aber doch mehr oder weniger gesund – etwa Mitte August nach Schweinsbühl und teilte uns Einzelheiten eines bevorstehenden Rücktransports in unsere Weseler Heimat mit: Ein Feuerwehrauto der RWE-Betriebsverwaltung Wesel werde Familienmitglieder von Betriebsangehörigen zurückholen, die „im Waldeckschen“ ein vergleichsweise entspanntes Kriegsende hätten erleben dürfen.

So brachte uns Herr Fingerhut zum vorgesehenen Zeitpunkt mit dem Pferdewagen zu der vereinbarten Stelle in Neerdar und erwartete mit uns das Feuerwehrauto. In meiner Erinnerung standen oder saßen wir sehr lange am Rand der heutigen B 251 und dachten an den misslungenen ersten Heimkehrversuch der Vier aus dem Saarland. Schließlich kam das ersehnte bereits mit Frauen und Kindern voll besetzte Auto. Wir konnten nur zusteigen, wenn jeweils zwei Personen innerhalb der niedrigen Reling auf dem Dach des Feuerwehwagens Platz nahmen. Bei schönem Sommerwetter setzte sich das Gefährt schließlich in Bewegung; Herr Fingerhut winkte uns noch lange nach.

Irgendwann kamen wir an die Grenze zwischen amerikanischer und britischer Besatzungszone. Alle mussten aussteigen, und das Gepäck wurde genau kontrolliert. Offenbar gab es – auch wohl wegen der neuen englisch-deutschen Ausweispapiere ohne Lichtbild, aber mit Fingerabdruck – keine Probleme, und wir konnten weiterfahren. Beim Wiedereinsteigen hatte der Fahrer bestimmt, dass nunmehr meine Mutter und ich die Logenplätze auf dem Autodach zwischen Benzinkanistern, Ersatzreifen und Koffern einzunehmen hätten. So fuhren wir unter freiem Himmel u. a. durch vollständig zerstörte Städte des Ruhrgebiets, in denen von unserm Hochsitz aus kaum Leben zu erkennen war.

Viele Stunden später nahm mein Vater uns Drei in der ebenfalls total vernichteten Stadt Wesel in Empfang. Zurück in der Heimat, konnten wir ab September 1945 – trotz aller Einschränkungen und Entbehrungen – ein neues bürgerliches Leben beginnen, was insbesondere meinem Vater nach 6 Jahren als Frontsoldat nicht leicht fiel. – Wie unsere beiden Fahrräder sowie eine Holzkiste mit Wäsche und Hausrat den Rücktransport von Schweinsbühl nach Wesel geschafft haben, weiß ich nicht. Jedenfalls tauchte nach einiger Zeit alles bei uns zu Hause wieder auf.

Diese Begebenheiten sind inzwischen seit 7 Jahrzehnten Vergangenheit, und ich als Erzähler darf nunmehr in Dankbarkeit auf einen Lebensweg in Frieden, Gesundheit und Zufriedenheit zurückblicken. Von allen

Menschen, mit denen wir während jener 6 Monate in Schweinsbühl zusammenlebten, habe ich nie mehr etwas gesehen oder gehört. Bleibt zu hoffen, dass auch den so fürsorglichen Eheleuten Fingerhut mit Ilse sowie allen übrigen Schweinsbühlern und „Sommerfrischlern“ in ihrer jeweiligen Heimat (Saarland, Köln, Wuppertal, Hagen, Schweinsbühl, ...) ein guter Neubeginn im westlichen Nachkriegsdeutschland gelingen konnte.

Julius Werner